

Nava Ebrahimi: Drei Tage im Mai. Klagenfurter Rede zur Literatur 2025

Mittwoch, 7. Mai 2025

Es beginnt damit, dass jemand in seiner Story ein Interview des US-Fernsehsenders *Democracy Now!* mit Naomi Klein postet. Ich sitze am Schreibtisch in meiner Wohnung in Graz, und weil ich nun schon länger auf ein weißes Worddokument gestarrt habe, sehe ich mir den Ausschnitt in der Story an, dann das 20-minütige Interview auf Youtube. Schließlich lese ich mir den Essay auf *Guardian online* durch, der Anlass für das Interview war. Naomi Klein, kanadische Kapitalismuskritikerin, hat ihn zusammen mit Astra Taylor veröffentlicht. Die Überschrift lautet übersetzt:

„Der Aufstieg des Endzeit-Faschismus.“

Klein und Taylor schreiben, dass der Faschismus des frühen 20. Jahrhunderts bei aller Menschenverachtung und Grausamkeit in eine Zukunft wies – in ein goldenes Zeitalter nach dem Blutvergießen, das für die Ingroup, also damals „das Volk“, friedlich, idyllisch und rein sein würde. Die Endzeit-Faschisten hingegen, wie die beiden Aktivistinnen Trump, Musk und deren Freunde bezeichnen, wüssten ganz genau, dass es den Klimawandel gebe und was er in Zukunft anrichten würde, dass er viele Regionen der Welt unbewohnbar machen, zu mehr bewaffneten Konflikten und noch viel größeren Migrationsbewegungen führen werde. Die Endzeit-Faschisten leugneten den Klimawandel öffentlich, versuchten nicht, ihn aufzuhalten, im Gegenteil, beschleunigten ihn sogar, während sie hinterrücks ihre Pläne für den Exit vorbereiteten: Privatstädte, Freedom Cities, sogenannte „Zonen für Arbeit und wirtschaftliche Entwicklung“, in die sich Tech-Milliardäre einkauften, auf die kein Staat Zugriff hat, und von wo aus sie sich in Ruhe, leicht erhöht und sicher vor ansteigenden Meeresspiegeln, den Untergang des Rests der Welt mit ansehen könnten. Die, die keine Chance auf ein Plätzchen in einem dieser Refugien haben, die sich Superreiche bereits rund um den Globus zusammensuchten und einrichteten, also große, große Teile der Trump-Wählerschaft, werden Klein und Taylor zufolge derweil mit Sadismusgenuss bei Laune gehalten – mit Bildern von Migrantinnen und Migranten, die abtransportiert werden wie Vieh. Am Ende schreiben sie, übersetzt ins Deutsche:

„Wir stehen einer Ideologie gegenüber, die nicht nur die Grundannahmen und das Versprechen der liberalen Demokratie aufgegeben hat, sondern auch den Glauben an die Bewohnbarkeit unserer gemeinsamen Welt – an ihre Schönheit, an ihre Menschen, an unsere Kinder, an andere Spezies.“

Nachdem ich den Essay gelesen habe, bin ich am Boden zerstört. Mich macht fertig, wie abgrundtief egal den mächtigsten Menschen der Welt die Welt ist. Und mich macht fertig, dass wir

– die wir davon überzeugt sind, dass wir nur gemeinsam überleben können, dass Menschsein Miteinander, Mitgefühl und Offenheit bedeutet –, dass ausgerechnet wir nur schwer zusammenfinden. Mich macht fertig, dass wir dem Endzeit-Faschismus wenig entgegensetzen können, dass wir bislang keine ähnlich globale Vision entwickelt haben.

Dem Essay nach sind die Pläne der Superreichen so groß in Raum und Zeit, sie sind so umfassend und planetar, dass sie jeden Konflikt, sogar Gaza, sogar die Lage im ganzen Nahen Osten nur wie eine kleine Wunde aussehen lassen. Viele Details wusste ich bereits, aber der Text fügt alles zu einem Bild zusammen. Alles, das aus meiner Sicht unbegreifliche, widersprüchliche Verhalten der Machthabenden in den USA und anderswo, ergibt plötzlich Sinn.

„Wenn alles Sinn ergibt, erliegen Sie vermutlich einer Verschwörungstheorie“, habe ich einmal gelesen vor mehreren Jahren. Vielleicht auf einem Laternenpfahl, vielleicht auf einer Instagram-Kachel. Damals jedenfalls schien mir diese Aussage spontan richtig, doch heute, am 7. Mai 2025, schätze ich, dass wir neu über den Begriff „Verschwörung“ nachdenken müssen.

Horst Ebner vom ORF Kärnten ruft an und fragt, ob er die Rede lesen dürfe. Und wie der Titel der Rede sei. Ich sage ihm, dass ich ihm den Text am Montag schicken werde und dass ich über den Titel noch nachdenke. Ich erzähle ihm nicht von dem Essay im *Guardian* und dass ich diese Lektüre erst einmal verdauen muss und in diesem Zustand keine Rede zur Eröffnung der Tage der deutschsprachigen Literatur schreiben sollte. Es soll schließlich keine fatalistische, deprimierende Rede werden. Es soll eine Rede werden, in der ich herausarbeite, dass noch nicht alles verloren ist, dass noch irgendetwas Sinn macht, vor allem, natürlich, die Literatur.

Ich werde das mit der Rede schreibend herausfinden, auf meine Weise, und am Ende werde ich hoffentlich nicht nur mich selbst davon überzeugt haben.

Nach dem Gespräch fühlt sich mein Kopf schwer an. Ich lege mich aufs Bett. Es ist einer dieser Momente, in denen ich am liebsten aufhören würde, mich mit unserer Gegenwart auseinanderzusetzen. In denen ich mich am liebsten in mein privates Glück zurückziehen und, zum Beispiel, meine Wohnung schön einrichten würde. In diesen Momenten fühlt es sich an, als wäre nicht vorrangig Schreiben mein Job, sondern vor allem, mich weiterhin der Welt auszusetzen, durchlässig, empfindsam und verwundbar zu bleiben und dann zum Ausdruck zu bringen, was das mit mir macht. Mit mir und meinen fiktiven Charakteren. Meistens erledige ich meinen Job sehr gerne, aber an manchen Tagen fühlt sich diese Aufgabe zu groß an.

Donnerstag, 8. Mai 2025

Heute vor 80 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Heute vor 80 Jahren kapitulierte Deutschland. Manche sagen, heute vor 80 Jahren wurden Deutschland und Österreich vom Faschismus befreit, na ja, soweit es halt möglich ist, Denken von Ideologien zu befreien.

Ich fahre auf der Autobahn von Graz Richtung Nordwesten und höre *Deutschlandfunk Kultur*. Sie spielen zwischendurch immer wieder Originaltöne vom 8. Mai 1945, Radioausschnitte, Tagebucheinträge, Zeitzeugenaussagen. Vor jedem Beitrag erklingt ein Jingle, in dem die Liedzeile „What a difference a day makes“ zu hören ist, vielleicht in der Version von Bobby Darin, jedenfalls in einer Version, in der der Sänger „day“ besonders in die Länge zieht.

Ich höre, was Thomas Geve heute vor 80 Jahren im Lager Buchenwald notierte. Damals war er 15 Jahre alt:

„Irgendjemand drehte am Knopf unseres Rundfunkapparates und suchte den Äther ab. Überall Jubel. Aus London ertönte der vibrierende Siegesgong. Das Victoryzeichen wurde gemorst. Begeisterte Stimmen sangen die Marseillaise. Die feierliche, getragene Melodie der Sowjethymne erklang und das Glockenspiel aus dem Kreml. Die Berliner kamen aus den Ruinen hervor, um zu feiern. Ich drehte mich auf meinem Kopfkissen um und überlegte. Es war Frieden.

Was würden wir daraus machen? Bald würde ich 16 Jahre alt sein. Nicht mehr lange, und auch ich könnte mitreden. Dann schlief ich ein und träumte von der Zukunft.“

Ich wundere mich darüber, wie schön Thomas Geve schrieb, wie klug er für sein Alter war. Später lese ich auf einer Raststation nach, dass er als Stefan Cohn in Stettin geboren wurde, dass er seine Mutter in Auschwitz verlor und dann über das KZ Groß-Rosen nach Buchenwald deportiert wurde. Ich lese auch, dass er vor fast einem Jahr in Haifa verstorben ist. Traurig und schade. Zu gerne hätte ich gewusst, was er dachte über das, was wir aus dem Frieden gemacht haben, und ob er sich die Zukunft so erträumt hatte.

Im Schritttempo passiere ich die deutsche Grenze und fahre weiter. Ich bin auf dem Weg in einen kleinen Ort in der Pfalz. Mit dem Zug hätte ich sehr oft umsteigen müssen, also lieh ich mir ein Auto. Am frühen Abend, fast allein auf der Autobahn irgendwo im westlichen Bayern, höre ich im Radio, dass in Rom weißer Rauch aufgestiegen ist. Ein neuer Papst. *Deutschlandfunk* ändert das Programm. Expertinnen und Experten stellen Vermutungen an, während sie auf die Bekanntgabe des Namens warten. Sie sprechen darüber, ob dieser neue, anders als Franziskus, für den ersten Auftritt die Mozetta anlegen wird. Schließlich schalten sie live nach Rom. Die Flügeltür der Benediktionsloggia öffnet sich, und der neue Papst tritt unter großem Jubel heraus. Er trägt die

Mozetta, und darüber diskutieren die Expertinnen und Experten anschließend weiter.

Ich wundere mich, was wir Menschen uns alles ausgedacht haben, welche Regelwerke, Riten und Symboliken, was wir alles erschaffen haben und woran wir uns binden und halten, und dass sich sehr viele Menschen darauf einigen können, dass ein Umhang auf den Schultern eines Mannes so viel Bedeutung besitzt. Ich wundere mich, zu welchen Feinheiten unser Geist fähig ist. Zugleich frage ich mich, was ein Mensch über diese Mozetta-Diskussion denken würde, der gerade in Gaza verhungert, der dabei zusehen muss, wie die Kinder verhungern, und der sich, wenn überhaupt, nur eines von Leo XIV. erhofft, nämlich: dass dieser die israelische Regierung dazu auffordert, Hilfslieferungen nach Gaza zuzulassen.

Nach neun Stunden Autofahrt komme ich an. Es dämmt, die Betreiberin der Pension wartet bereits auf mich. Ich gehe gleich schlafen.

Freitag, 9. Mai 2025

In der Kirche in dem kleinen Ort in der Pfalz sind alle Plätze besetzt. Durch das Mittelschiff tanzt Daphna Horencyk zu dem Duett *Old Friend* von Zaho de Sagazan und Tom Odell. Viele weinen. Daphna bewegt sich zart, sie wirkt zerbrechlich in diesem Raum, in dem ich an diesem warmen Frühlingstag friere und der von dicken Mauern umgeben und vermutlich selten mit so viel Leben gefüllt ist. Leicht und schmerzlich zugleich erklingt dazu das Klavier, erklingen die Stimmen von Zaho und Tom. Als Kind nannte ich diese Stimmung glücklichtraurig. Bis heute ist mir kein besseres Adjektiv dafür eingefallen. Glücklich und traurig müssen dabei nicht immer ausbalanciert sein, manchmal überwiegt das eine das andere. Wenn traurig überwiegt, ist es paradoxerweise das traurigste Gefühl, das ich kenne.

Daphna Horencyk lebt in Wien und sie hätte eigentlich nicht hier, in dieser Kirche, an diesem Tag, tanzen sollen. Sie hätte die Choreografie für die Tanzszenen in der Verfilmung von *Der Cousin* entwerfen sollen. *Der Cousin*, das ist der Text, den die Jury hier vor vier Jahren mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis auszeichnete, und der Grund, dass ich jetzt hier stehen und zu Ihnen sprechen darf. Daphna und ich, wir hätten uns am Set in New York, nicht auf einem Begräbnis kennenlernen sollen. Aber Linda-Shiva Klinkhammer, die junge Regisseurin, ist im März bei einem Dreh in Portugal ums Leben gekommen. Ein sehr unwahrscheinliches wie großes Unglück. Linda strahlte vor lauter Leben und Gestaltungsdrang. Wir mochten einander sofort. Wie ich liebte sie Tanz, und ihre iranischen Wurzeln inspirierten auch sie. Sie wusste nach dem ersten Mal Lesen, dass *Der Cousin* ihr Abschlussfilm für die Filmhochschule werden sollte. Sie fing gleich Feuer und stellte ein Team zusammen, schrieb mit einer Co-Autorin das Drehbuch und gewann im Handumdrehen Fördergeber. Im Herbst wollte sie in New York drehen. Es wäre ein sehr schöner

Film geworden, dessen war ich mir sicher, nachdem ich Linda das erste Mal persönlich getroffen hatte. Ich hätte ihr jeden Text anvertraut, und sie hätte der Welt noch viele schöne Filme geschenkt. Auf der Erinnerungskarte, die in der Kirche ausliegt und die ich einstecke, ist ein Foto von ihr abgedruckt und ein Gedicht, das Linda vor ein paar Jahren für eine Freundin schrieb, die einen Menschen verloren hatte. Es enthält die Zeilen:

„Zu lieben lehrt mich
dass ich gehen kann
und doch verweile.“

Ihre Worte helfen mir ein wenig.

Später, nach dem Begräbnis, setzt sich Daphna zu mir. Wir reden über unsere Kinder und sie erzählt, dass sie mit ihrer Tochter Hebräisch spricht. Ich merke, wie sich etwas in mir verschiebt, ohne dass ich es will. Ich merke, wie ich glaube, herausfinden zu müssen, wo sie steht. Ich unterdrücke dieses Bedürfnis und erinnere mich an den Tanz, mit dem sie vor wenigen Stunden ausdrückte, was auch ich empfinde. Dass ich mich in ihrem Ausdruck wiederfand.

Ein paar Sätze später sagt sie, dass sie sich einsam fühlt und isoliert. Dass viele Verbindungen seit dem 7. Oktober 2023 gekappt sind, weil ihr Umfeld von ihr verlangt, dass sie sich bekennt. Als misstrauten sie ihr, allein, weil sie Israelin und Jüdin sei. Ich schweige, versuche, mich in ihre Lage zu versetzen. Ich weiß, wie es ist, für eine Gruppe sprechen zu sollen oder zu müssen.

Nach einer Weile sage ich:

„Mir macht es große Angst, wie wir nach und nach alle Ideale, Werte und Überzeugungen verraten. In Riesenschritten, beinah von Tag zu Tag.“

Sie stimmt zu. Ohne, dass ich es will, bin ich ein bisschen erleichtert. Wir stehen auf gemeinsamem Boden.

Ich erzähle ihr von dieser Rede und dass ich nicht wisse, wie ich all das ausdrücken soll, was mir durch den Kopf geht, dass ich keine Sprache dafür finde, weil mir so viele Wörter schon so abgenutzt erscheinen. Und ich sage, dass ich mir wünschte, ich könnte diese Rede tanzen, so wie der Cousin in der Erzählung tanzt, um endlich sprechen zu können.

„Aber“, sagt Daphna, „wir haben es jetzt eine Stunde lang geschafft, über unseren Schmerz zu reden.“ –

Und nicht über Schuld, denkt sie vielleicht dazu, spricht es jedoch nicht aus.

Über den Schmerz zu reden allein reicht nicht, denke ich, das hilft niemandem, spreche es jedoch nicht aus.

Als ich gegen 22 Uhr zurück in die Pension fahre, leuchtet der Himmel in einem tiefen Blau, das

am Horizont in Apricotöne übergeht, und der Mond steht fast voll. Es sind kraftvolle, klare Farben, und der Anblick macht mich glücklichtraurig, weil er Linda bestimmt ebenfalls gefallen hätte. Sie wird fehlen.

Mir war nicht mehr bewusst, wie viel länger hell es ist, wenn man neun Stunden Richtung Nordwesten fährt.

Bevor ich einschlafe, greife ich zum Handy und öffne eine Nachrichtenseite und sehe: Margot Friedländer ist heute gestorben. Die gütige, freundliche, kluge Margot Friedländer.

„Seid Menschen“, sagte sie.

Sie war 103 Jahre alt, ich musste jederzeit damit rechnen, dass sie stirbt, dennoch, es erscheint mir wie ein Menetekel, dass Margot Friedländer ihre Mahnung ab jetzt nicht mehr erneuern kann, dass ihre Stimme ausgerechnet jetzt zu verhallen droht und zu viele Regierende glauben, diese zwei Wörtchen nun endgültig vergessen zu können.

Auch Margot Friedländer wird fehlen. Ich hoffe, dass auch sie gehen kann, und doch verweilt. Sie war eine Großmeisterin der Liebe.

Ich denke über das Gespräch mit Daphna nach. Nur über den Schmerz zu reden, reicht nicht. Es reicht nicht – aber was, wenn es alle schafften, alle, die in irgendeiner Weise an dem Krieg beteiligt und betroffen oder auch nur von ihm aufgewühlt oder berührt sind? Wenn sie alle es schafften, eine Stunde über den Schmerz miteinander zu reden, nur über den Schmerz und sonst nichts, reicht es dann vielleicht?

Zum Einschlafen höre ich den Zusammenschnitt aller Zeitdokumente des 8. Mai 1945 auf *Deutschlandfunk Kultur*.

„What a difference a day makes.“

Wie versprochen gab ich diesen Text am 12. Mai ab, vor mehr als sechs Wochen. Ich tat mich schwer damit. Beinah täglich, scheint es, verschieben sich Grenzen. Grenzen des Sagbaren, Grenzen des Machbaren. Beinah täglich bauen wir menschlich ab, senken wir unsere ethischen Standards, gewöhnen wir uns an neues Leid. Heute ist der 25. Juni und ich fürchte mich davor, einen Text vom 12. Mai vorzutragen und zu sehen, wo wir uns seitdem hin entwickelt haben. Wie viele Wahrheitsverdrehungen wir seitdem erlebt haben. Wie viele weitere Begriffe schamlos in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Vielleicht hat inzwischen ein Staat ein Ministerium für Nächstenliebe eingerichtet, das Migrantinnen und Migranten wissentlich in den sicheren Tod „remigriert“. Am 12. Mai scheint mir das dystopisch, aber wie sieht das am 25. Juni aus?

Kaum habe ich diesen Satz beendet, wird mir bewusst, wie sehr ich damit der Logik

apokalyptischer Erzählungen verhaftet bin. Das ist vermutlich der größte Erfolg aller, die nicht mehr an die Bewohnbarkeit dieses Planeten glauben und ihn aufgegeben haben: dass wir dem Sog der Alternativlosigkeit erliegen. Es ist leicht, sich ihm hinzugeben. Es ist bequem. Dem Sog zu entkommen, ist anstrengend. Und wenn wir ihm entkommen sind, was dann? Dann darf da keine Leere sein. Dann erfordert es unsere ganze Vorstellungskraft, mit anderen, besseren Geschichten die Lücke zu füllen. Geschichten von Verbundenheit und Verantwortung. Geschichten von Zugehörigkeit und Zusammenhalt, die einen viel stärkeren Sog ausüben können, solange wir nicht alles Menschliche in uns abgetötet haben. Setzen wir unsere Vorstellungskraft ein gegen die Erzählung, dass uns nur noch Waffen, Dominanz und am Ende der private Exit zu retten in der Lage sind.

Die Vorstellungskraft „ist keine Waffe“, schreibt die US-amerikanische Science-Fiction-Autorin Ursula K. Le Guin in ihrer Essaysammlung *Am Anfang war der Beutel*, „... aber von der Vorstellungskraft hängt ab, ob eine Waffe eingesetzt oder niedergelegt wird“.

Ursula K. Le Guin sagt außerdem: „Alles könnte anders sein.“

Dieser Gedanke treibt mich an. Ich überwinde nicht nur mit jedem Text mich selbst, ich versuche auch immer wieder zu überwinden, was gemeinhin als Realität hingenommen wird. Und ich schätze, vielen anderen ergeht es ebenso. Wenn wir uns hinsetzen und beginnen, Wörter und Sätze aneinanderzureihen, formen wir Vergangenheit, erschaffen wir Gegenwart und wirken wir auf das ein, was noch geschehen wird – ganz gleich, wie sehr wir dabei aus unseren Biografien schöpfen. Wir nehmen uns die Freiheit, zu gestalten.

Das zu erkennen, ist der erste Schritt in die Literatur.

Und das zu erkennen, ist der erste Schritt in eine menschliche Zukunft.

Reizen wir diese Freiheit aus, endlich.